

Ein „Eid des Hippokrates“ für Architekten?

Text und Foto: Manuel Herz

Blick über die Dächer von Kibera, Nairobi.

Vorausgesetzt, es gäbe einen hippokratischen Eid für Architekten, dann wäre architektonisches Handeln darum bemüht, Lebenssituationen zum Guten zu wenden, dem Nutzer nicht zu schaden und eine Umwelt zu schaffen, die besser ist, als sie vor dem architektonischen Eingriff war. All jene Handlungsfelder der Architektur, wo dieses Gelöbnis in Frage gestellt oder ihm mit der Aufgabenstellung selbst widersprochen wird, zeigen die Grenzen der Disziplin auf. Gefängnisse und Lager zum Beispiel sind Bauaufgaben, in denen sich Architektur selber in Frage stellt, denn sie zielen darauf ab, den Nutzer zu beeinträchtigen. Jeder Ansatz, schöne Gefängnisse zu bauen, in denen sich der Insasse wohlfühlt, ist eine Perversion des hippokratischen Gedankens.

Auch bei der Arbeit in Elendsquartieren wird die Architektur mit ihren Grenzen konfrontiert. Seit vielen Jahren rücken Slums und informelle Siedlungen immer mehr in das Blickfeld von Städtebauern und Architekten. 1999 wurde der Aufruf nach „Cities without Slums“ von UN-Habitat, jener Unterorganisation der Vereinten Nationen, die sich um die Qualität unserer gebauten Umwelt bemüht, zu ihrem Leitsatz gemacht und zu einem der zentralen Inhalte der „Millennium Goals“ erhoben. Seitdem ist die Anzahl der Slumbewohner trotzdem weltweit rasant gestiegen, und die Elendsquartiere der Städte, insbesondere in den so genannten Entwicklungsländern, haben sich weiter ausgebreitet.

Schaut man sich Architekturbücher oder auch Entwurfsaufgaben in den Architekturfakultäten verschiedener Universitäten an, so fällt die Unzahl „humanitärer“ Themen auf: Fast alle Fachbereiche bieten als Entwurfsseminar mindestens einen „Kindergarten in der Favela“ oder den Bau einer Toilette in einem afrikanischen Slum an. Fachzeitschriften publizieren die Ergebnisse der neuesten Wettbewerbe von „Architecture for Humanity“ für eine mobile Aids-Klinik oder neue Ideen für Flüchtlingsbehausungen.

Das sind gut gemeinte Ansätze. Doch wenn beispielsweise in Kibera, mit 500.000 bis 800.000 Einwohnern der größte Slum Nairobis, für all diese Menschen ganze acht öffentliche WCs errichtet werden, wird die Machtlosigkeit des architektonischen Handelns offensichtlich. Nicht nur, dass diese acht WCs angesichts der tatsächlichen Dimensionen die Lebenssituation der Slumbewohner in keiner Weise verbessern, eine Aktion wie diese, und sei sie noch so gut gemeint, verhindert die Entwicklung einer politisch verantwortungsvollen Planungspraxis. In dem geschilderten Fall hat die lokale Stadtverwaltung den Publicity-Erfolg der Toiletten ausgenutzt, um sich komplett der Verantwortung zu entziehen und alle eigenen Aktivitäten im Bereich der sanitären Einrichtungen einzustellen. „Humanitäre Architektur“ führt so nicht zu einer Verbesserung, sondern zu einer Verschlechterung der Situation. Hier zeigt sich das tragische Dilemma „humanitären Handelns“.



Aber nicht nur das architektonische Handeln in informellen Siedlungen ist problematisch, die Schwierigkeiten von Architekten und Städtebauern beginnen schon bei der Analyse. Armutsquartiere werden meist als Inseln des Elends innerhalb einer (halbwegs) funktionierenden städtischen Textur beschrieben. Es geht um die dramatischsten Lebensbedingungen, die größten Favelas in Südamerika, die größten Slums Afrikas, die schlechtesten hygienischen Situationen und die höchsten Krankheitsraten. Wissenschaftlich basiert und mit diversen Zahlen gespickt, wird ein Elendsszenario entworfen, aus dem es kein Entrinnen zu geben scheint. Mike Davis' Bestseller „Planet of Slums“, der in Tageszeitungen wie auch in Fachpublikationen weltweit Aufmerksamkeit fand, ist ein typisches Beispiel dafür. So lobenswert es ist, Interesse für die prekären Lebenssituationen in den Slums zu wecken, derart undifferenzierte Beschreibungen wie in diesem Fall nützen der Sache nicht. Sie reduzieren die Bewohner informeller Siedlungen auf ihr Elend und nivellieren dabei charakteristische Einzelheiten und Besonderheiten der Siedlungen, die sie zu beschreiben vorgeben. Bücher wie „Planet of Slums“ übernehmen häufig genau jene Logik, gegen die sich ihre Kritik eigentlich richten will: Sie sehen die Menschen in den Armenvierteln als identitätslose Masse, als Menschen ohne Ziele, ohne Biographien, ohne Geschichte, ohne Initiativen und vor allem ohne Chance, ihre Lage zu verbessern und aktiv in ihr räumliches Umfeld einzugreifen.

Ganz anders identifizieren die Beiträge dieser Ausgabe der StadtBauwelt die Bewohner von Slums und informellen Siedlungen als räumliche Akteure. Ohne die problematischen Lebenssituationen romantisieren zu wollen, hinterfragen die Autoren die konventionelle Einteilung der Stadt in formelle und informelle Bereiche sowie die Dichotomie einer „richtigen“ und einer „anderen Stadt“. Die Bewohner sind keine identitätslose Masse, ihre Siedlungen und Quartiere verfügen über alles, was eine Stadt braucht und ausmacht: Infrastruktur, Nahverkehr, Wohnviertel und ökonomische Aktivitäten aller Art. So gelesen stellen sich die Autoren gegen das formale Modell der Stadt der Moderne. Sind die Bauten der Bewohner der informellen Stadt nicht häufig von einem viel differenzierteren räumlichen Verständnis geprägt als jede von außen generös offerierte „Architektur der humanitären Hilfe“?